Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 83 (1989)

Nachruf: John Hennig (1911-1986)

Autor: Baumgartner, Jakob

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEKROLOG – NÉCROLOGIE

John Hennig (1911–1986)

In seiner Geschichte des Schweizer Katholizismus «zwischen Ghetto und konziliarer Öffnung» erwähnt Alfred Stoecklin als Vertreter jener Liturgiewissenschafter in unserem Land, die in der vorkonziliaren Ära auf einen Wandel des Gottesdienstes hinwirkten, außer Altbischof Anton Hänggi den Namen eines «sogenannten Laien»: Dr. phil. Dr. phil. h.c. John Hennig [1]. Dieser verstarb am 11. Dezember 1986 in seiner Wahlheimat Basel, wo er das Bürgerrecht erworben und von der Philosophisch-Historischen Fakultät der dortigen Universität das Ehrendoktorat empfangen hatte. Infolge widriger Lebensumstände blieb dem außergewöhnlichen Menschen die angestrebte akademische Laufbahn verwehrt; er wurde Fabrikant und blieb es bis zu seinem Tod. Doch pflegte er neben dem beruflichen Engagement unermüdlich seine geistigen Interessen und erbrachte auf verschiedenen Wissensgebieten (Irland- und Liturgiekunde, Hagiographie, Linguistik, Literatur) erstaunliche Leistungen [2]. Bei all seinem Schaffen beseelte ihn eine große Hingabe an die Kirche, der er, nachdem er den Weg zu ihr gefunden hatte, in seiner stillen Art und auf seine Weise diente.

Wir würdigen an dieser Stelle besonders die Verdienste des Liturgiewissenschafters Hennig [3]. Durch seine zahlreichen Beiträge zur Erforschung gottesdienstlicher Gegebenheiten, mit denen er sich am liebsten und ausführlichsten befaßte, erlangte er in Fachkreisen internationale Anerkennung.

John Hennig erblickte das Licht der Welt am 3. März 1911 in Leipzig als Sohn eines evangelischen Theologen, der an einem Gymnasium als Hauptreligionslehrer unterrichtete, und der Frau Hanna, geborene Clemen, die einer bekannten Gelehrtenfamilie entstammte und vor ihrer Heirat als Diakonisse tätig war. Welche Atmosphäre im Elternhaus herrschte, erfahren wir aus der unlängst erschienenen Autobiographie Hennigs [4]. Von klein auf erlebte er, was praktisches Christentum bedeutet. Seine Mutter neigte eher zu pietistischen Gottes-

[1] A. Stoecklin, Schweizer Katholizismus. Eine Geschichte der Jahre 1925–1975 zwischen Ghetto und konziliarer Öffnung (Einsiedeln 1978) 296–297.

[2] Seine Publikationen sind nachgewiesen in den von Emmanuel von Severus OSB und Angelus A. Häußling OSB besorgten Bibliographien: ALw 13 (1971) 141–171; 19 (1978) 98–105; 28 (1986) 235–242; ebd. 242–246: Register der von Hennig behandelten Themen.

[3] Er veröffentlichte mehrere Artikel in der SKZ zwischen 1969 und 1973.

[4] Die bleibende Statt. Als Privatdruck von der Familie zum 76. Geburtstag des Verstorbenen am 3. März 1987 veröffentlicht (gedruckt von Milde Print GmbH, Bremen 1987), 212 S. (im folgenden zitiert: BS).

diensten hin, während sein Vater die reformierte Kirche bevorzugte, wo «eine philosophisch vertiefte christliche Weltanschauung» mit stark ethischem Einschlag im Kurs stand [5]. Schon als Kind empfing Hennig tiefe Eindrücke aus den Gemeindeversammlungen. Zu Hause wurde gebetet und gesungen, dort ging ihm die «eigentümliche Würde des evangelischen Gesangbuches» auf [6]. Dort machte er früh Bekanntschaft mit den heiligen Schriften, dort erwachte seine Neigung zu Dichtung und Musik. Von seinen zwei Brüdern übte der Älteste der Familie, der Theologie studierte, einen nachhaltigen Einfluß auf seine religiöse Entwicklung aus. Von ihm eignete sich John Hennig die Gewohnheit an, auf den Aufbau einer Predigt zu achten und sich in der Liturgie Notizen zu machen. «Meine Missalia sind voll von Stellen, die ich im Lauf der Jahre angestrichen habe, weil sie mir aus diesem oder jenem Grunde während des Gottesdienstes, ja im lebendigen Zusammenhang bedeutsam wurden.» [7] Im Konfirmandenalter brach sich jenes Grundthema Bahn, das sein ganzes späteres Schaffen bestimmen wird: das Realitätsbewußtsein. Hennig bezeichnete sich als «naiver Realist» in dem Sinn, daß ihn nichts davon abbringe, zwischen Vorstellung und Wirklichkeit zu unterscheiden [8]. Von daher erklärt sich die eher nüchterne Betrachtung dessen, was er ungeniert «die Technik des Gottesdienstes» nannte; er durchforschte als Laie die Liturgie weniger nach ihrem dogmatischen Gehalt als nach den menschlichen Grundhaltungen, die sich in ihr äußern [9].

Während seiner Gymnasialzeit fand der junge Hennig Gefallen an katholischen Dingen: Er besuchte Andachten, wohnte Messen bei und fühlte sich zu den vier «Andersgläubigen» seiner (32 Schüler zählenden) Klasse hingezogen. Die bei den Protestanten «übliche Erklärung des (katholischen) Zeremoniells als Klimbim» befriedigte ihn nicht mehr [10]. Auf einer Radtour durch das Rheinland hörte er zum erstenmal die Allerheiligenlitanei. «Ihr Rhythmus blieb mir im Gedächtnis, und monatelang, wenn ich meinen Abendspaziergang daheim durch den Stadtpark machte, sang ich ihn vor mich hin.» [11] Das waren auch die Jahre, in denen er «Catholica» (Ferdinand Ebner, Theodor Haecker, Romano Guardini) zu lesen anfing, eine Menge französischer, englischer, russischer und skandinavischer Literatur verschlang sowie den Umgang mit der Geschichte erlernte. «Wir treiben nicht Geschichte», darin bestand seine Einsicht, «um etwas aus ihr zu lernen, sondern um die eigentümliche Wirklichkeit des Vergangenen als solche zu erfahren.» [12]

Nach dem Abitur wandte sich Hennig zunächst dem Philosophiestudium zu. Als er beim Durcharbeiten einer Philosophiegeschichte auf die Bemerkung über den einzigen katholischen Hegelianer Anton Günther (1783–1863) stieß, daß dieser nach seiner Verurteilung durch Rom «laudabiliter se subiecit», beschloß

[5] BS 18.
[6] BS 19.
[7] BS 39.
[8] BS 42–43; ebd. 43: «In der Transsubstantiationslehre sehe ich die größte Leistung des menschlichen Geistes...» Vgl. ebd.62; 84.
[9] BS 43.
[10] BS 49.
[11] BS 54.
[12] BS 59.

er, in seiner Dissertation die Frage zu behandeln, was diese Worte in dem besonderen Fall und überhaupt beinhalten könnten. Allerdings brach er das Unternehmen ab; doch hatte es ihn vorerst dazu veranlaßt, sich in die Scholastik und die Denkweise des Mittelalters zu vertiefen, was seinen späteren liturgiegeschichtlichen Studien zustatten kommen sollte. Während der ersten beiden Semester in Bonn, wo er auch Theologie belegte, verharrte Hennig in einem »Kryptokatholizismus» [13], nahm an Maiandachten teil und trug in sein Neues Testament die Geheimnisse des Rosenkranzes sowie das altehrwürdige Mariengebet «O meine Herrin, o meine Gebieterin» ein. Nach einem Zwischensemester in Berlin – er hörte dort unter anderem Kunstgeschichte und Psychologie – kehrte er in seine Vaterstadt Leipzig zurück und bereitete sich auf das höhere Lehramt vor in der Hoffnung, die evangelische Religionskunde würde ihm eine Stelle ermöglichen. Das Staatsexamen und die Promotion fielen in das folgenschwere Jahr 1933, den Anbruch des Dritten Reiches [14]. Die Anbiederung mancher seiner Lehrer an das Naziregime stimmte den angehenden Akademiker traurig: Gehlen und Heidegger waren für ihn «die erschütterndsten Beispiele für die Vergeßlichkeit der gebildeten Deutschen» [15].

Im durchlaufenen Studiengang kündeten sich wesentliche Themen der wissenschaftlichen Tätigkeit Hennigs an, die er zwar nie aus den Augen verlor, aber vorläufig zurückstellen mußte. Denn inzwischen hatte er Bekanntschaft mit einer Schülerin seines Onkels, einer Tochter aus einer alteingesessenen und angesehenen jüdischen Familie in Aachen gemacht. Da weder eine akademische Laufbahn noch das Ausweichen auf den Kirchendienst, wie es sein Bruder ihm nahelegte, in Frage kam – die Judenverfolgungen waren seit längerem in Gang –, trat Hennig nach Beendigung der Doktordissertation und dem Eheabschluß (am 10. April 1933) unausgerüstet in die Fabrik seines Schwiegervaters (Herstellung chemischer Apparate) ein.

Was seine religiöse Entwicklung betrifft, wuchs Hennig mehr und mehr in das katholische Denken und Fühlen hinein. In Leipzig freundete er sich mit den Oratorianern an (Josef Gülden, Heinrich Kahlefeld, vor allem aber mit Philipp Dessauer, der als erster Priester in seinem Elternhaus erschien); auch für Guardini steigerte sich seine Verehrung, «etwa in gleichem Maße, als er in der Schätzung durch weitere Kreise sank» [16]. Auf seiner Hochzeitsreise nach Italien erlebte er in Rom die pfingstliche Papstmesse mit einer Heiligsprechung. Anhand eines Büchleins verfolgte er «jeden Schritt dieser heute vielen unverständlich gewordenen großartigsten Manifestation liturgischen Lebens» [17]. Im Sommer 1934 nahm er an den Salzburger Hochschulwochen teil; er kaufte sich ein (lateinisches) Missale, so daß er im Kloster St. Peter nach wenigen Tagen der Messe folgen konnte. Darin sah Hennig einen «der entscheidendsten Zufälle» seines Lebens. «Hätte ich», schreibt er rückblickend, «ein Volksmeß-

[13] BS 75.

[14] Das Thema der Doktordissertation Hennigs lautete: Lebensbegriff und Lebenskategorie. Studium zur Geschichte und Theorie der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildung (Leipzig); vgl. BS 90; 97.

[15] BS 88.

[16] BS 91.

[17] BS 99.

buch erhalten, wäre mein Weg zur Kirche um vieles länger geworden, wenn ich ihn überhaupt gefunden hätte.» [18] In jenen zwei Wochen erhielt er eine Einführung in die Thomistik und in die Barockromane, «die letzte große katholische Literatur in deutscher Sprache» [19]. Den geistlichen Höhepunkt bildeten die Vorträge von Erik Peterson über die Kirche aus Juden und Heiden. Anläßlich eines Besuchs des Jesuitenkollegs in Valkenburg entschloß er sich (während der weihnachtlichen Mitternachtsmesse) zur Konversion. Er meldete sich bei seinem Pfarrer zum Unterricht und wurde, nachdem er eine bedingungsweise Taufe verweigert hatte, unter Ablegung der professio fidei (1936) in die katholische Kirche aufgenommen. Nach der Geburt der zweiten Tochter entschied sich auch seine Frau zu diesem Schritt. Mit Stolz pflegten sie das evangelisch-jüdische Erbe weiter, wie schwer es damals auch fallen mochte. Die Umstellung auf den neuen Lebenskreis und Beruf, das Kommen der Kinder und der steigende politische Druck belasteten die Familie bis an die Grenze des Tragbaren. Im äußersten Moment (1939) gelang es ihnen, über Belgien nach Irland zu flüchten, was sie vor dem tödlichen Zugriff der Machthaber des Dritten Reiches rettete. Die letzten Gäste in Hennigs Heim in Aachen waren Herr und Frau Jaspers; «nächst meinem Vater und meinem Bruder hat kein Mann auf mein Leben größeren Einfluß gehabt», bekennt Hennig in der Rückschau [20].

Der bis 1956 währende Aufenthalt in Irland stellte eine tiefe Zäsur auf Hennigs Weg dar. Ganz abgesehen von der materiellen Not – er brachte die fünfköpfige Familie durch mit Deutschunterricht an einzelne, in Schulen, Universitäten und Klerikaten, als Angestellter einer Torfgewinnungsgesellschaft und schließlich als Bibliothekar der Staatlichen Elektrizitätswerke –, beengten ihn die Verhältnisse bei der Beschaffung der Unterlagen für seine literarische Nebentätigkeit. Seine schon in Deutschland begonnene Doppelexistenz in Wirtschaft/Technik einerseits und in Philosophie/Theologie andererseits versuchte er fortab fruchtbar zu machen [21]. Er verlegte sich darauf, «Werke an Stellen, für die sie eigentlich nicht bestimmt waren, in einer Weise zu besprechen, die für diese Stellen geeignet war, Catholica in nichtkatholischen Zeitschriften, in philologischen, später Continentalia in irischen und englischen und umgekehrt englischsprachige Werke in fremdländischen Zeitschriften – bis zu meiner heutigen Besonderheit: Judaica in christlichen Zeitschriften» [22]. Das gewährte Hennig die ihm teure Unabhängigkeit in geistigen Dingen und jene unbefangene Freiheit, Arbeitsgebiete und Aspekte zu wählen, wie es ihm

[18] BS 101; ebd.: «Die konzentrische Struktur des Missale ist für mich seither Gegenstand mannigfacher Meditationen gewesen... Die wenig beliebten Traktate, die im Missale voranstehen, und das Kalendarium sind bevorzugte Gegenstände meiner Studien geworden.»

[19] Ebd.

[20] BS 116. Ebd. 115: «Das Verhältnis zur Geschichte wurde das Grundthema einer dreißigjährigen Auseinandersetzung mit Karl Jaspers.»

[21] Bereits während seiner Universitätsjahre hatte er mit Rezensionen begonnen; vgl. BS 113. Das erste, 1932 besprochene Werk war das Buch von G. Krueger, Das Papsttum.

[22] BS 114.

beliebte. Er läßt sich nicht leicht einordnen. Der Frage eines Priesters, der glaubte, bei Hennig neben erzkonservativen ultraprogressive Ansichten feststellen zu müssen: «Wohin gehören Sie denn eigentlich?» erwiderte er: «Ne respicias peccata mea, sed fidem Ecclesiae tuae» [23].

Fast immer hart um das tägliche Brot kämpfend, schuf Hennig sich als Emigrant auf der Insel das Instrumentar, dessen er für seine literarische Beschäftigung bedurfte. Er benützte jede Gelegenheit, um sich Informationen zu verschaffen. So las er, angesichts der lamentablen Situation der irischen Presse, allwöchentlich zwei Nachmittage hindurch auf dem Schweizer Konsulat in Dublin Zeitungen und Zeitschriften unseres Landes (NZZ, Tat, Schweizer Rundschau). In den verschiedensten Bibliotheken notierte er Wissenswertes auf – etwa bei den Zisterziensern in Roscrea, wo er sich die Grundlage für mehrere Beiträge über die Geschichte des Menologiums (Heiligenliste und -darstellungen) des Ordens sammelte –, er legte eine Kartothek der mit Heiligen zusammenhängenden Örtlichkeiten, Kirchen, Kunstwerke usw. an. Obwohl die Organisation seiner wissenschaftlichen Arbeit zeitraubend und mit vielen Mühen verbunden war, entfaltete er eine äußerst rege schriftstellerische Tätigkeit. Die reiche Begabung und die weitgespannten Interessen ließen ihn zu einem Spezialisten für Irlandkunde (Eirologie) aufrücken [24]. Dabei kamen ihm die vielfältigen Beziehungen zur Liturgie, Hagiographie, Linguistik und Literatur zustatten, ebenso das feine Gespür für geschichtliche Zusammenhänge. Mit einem unbestechlichen Blick für das Echte und Wahre, zugleich aufgeschlossen für die Gegenwart, verfügte er über die notwendigen Kriterien, um die bleibenden Werte im Heute zu erkennen.

Hennig entdeckte, daß zwischen den keltischen Philologen, die vom altirischen Gottesdienst keine Ahnung hatten, und den Liturgiewissenschaftern, die Irland als einen Teil Englands betrachteten, sich ein Raum für Forschungen bot. In einer Abhandlung über das dem alten Irland eigene Fest aller Heiligen Europas vertrat er erstmals die (inzwischen rezipierte) These, daß die irische Liturgie auf einem anderen Zeitbewußtsein beruhte als die römische. Was ihn an den irischen Heiligen auf dem Festland vor allem fesselte, war nicht so sehr ihre Historizität, sondern die sich auf sie beziehende Tradition als Ausdruck festländischer Irlandkunde, die wohl niemand so ausgiebig betrieben hat wie Hennig. Das Thema sei eine «traurige Illustration des im katholischen Bereich verwunderlichen Continentozentrismus»; diesem mangele es an Bereitschaft anzuerkennen, «daß Grundkonzeptionen unseres Denkens anderswo nicht passen» [25]. Irland, dessen Schutzpatron sich Hennig bei Antritt seines Exils empfohlen hatte, lohnte es seinem Gast: er fand Aufnahme in die «Royal Irish

[23] BS 211. «Es freut mich heute, wenn ich, wie es mir passiert ist, am gleichen Tag höre, ich sei antisemitisch, und, es sei erstaunlich, daß sich ein Jude wie ich mit katholischer Liturgie befasse, oder ich gehöre ‹Una Voce› an, und, ich ließe die konservative Seite im Stich» (ebd. 115).

[24] Allein im LThK verfaßte er über 70 diesbezügliche Artikel; cf. Registerband LThK (1967) 539.

[25] BS 142.

Academy» in Dublin (1948) und erlangte als einer der ersten nach dem Krieg das irische Bürgerrecht [26].

Einer Lebensskizze von John Hennig würde etwas Wesentliches fehlen, wollte man nicht seine tiefe Zuneigung zu jenem Land herausheben, in dem er 17 Jahre verbrachte. Nicht, daß er die Iren blind glorifizierte, erlebte er doch am eigenen Leib «die abgründige Trostlosigkeit einer irischen Kleinstadt» [27]; doch überwog für ihn bei weitem die tiefe Menschlichkeit und Religiosität dieses Volkes. «Wer wissen will, was der Rosenkranz eigentlich bedeuten sollte, muß in einer Dubliner Slums-Kirche mitgebetet haben.» [28] Da ward er sich der «Kümmerlichkeit festländischer Intellektualität» bewußt [29]; er mußte radikal umlernen. Aus einem ganz anderen Milieu stammend, erachtete er es keineswegs unter seiner Würde, die hibernische Volksfrömmigkeit (Herzjesu-, Herzmariä-Verehrung, Sichbekreuzigen beim Vorübergang an einer Kirche, Angelusbeten, Kurzbesuchungen beim Allerheiligsten, häufige Beichtpraxis usw.) nachzuvollziehen – und sich wissenschaftlich mit ihr zu befassen. «Wenn ich berichte», so schreibt Hennig in seiner Rechenschaftsablage [30], «daß es in Irland viele Menschen gab, die vom 1. November mittags bis zum 2. November abends mehrere Hundert Seelen aus dem Fegfeuer herausbeteten oder daß auf der Wallfahrt in Lough Derg – Hennig beteiligte sich selbst daran – man bis zu 1500 Ave Marias innerhalb 72 Stunden sagte, wird mir klar, wie unmöglich es ist, dem Festländer die Wirklichkeit zu vermitteln.»

Mit «unaussprechlicher Dankbarkeit» schaute Hennig gerade auch auf seine irische Zeit zurück [31]. Er bewunderte den sprichwörtlichen Humor der Menschen auf der grünen Insel, ihre Fertigkeit im Geschichtenerzählen, die «den Fremden überwältigende Redseligkeit», die Leidensfähigkeit der dortigen Frauen; vor allem jedoch beeindruckte ihn die Einstellung zum Tod, der allgegenwärtig war. Die christliche Botschaft, so meinte er, habe sich hier in einzigartiger Weise dem Vorhandenen angepaßt [32]. Nicht umsonst faszinierte ihn eine Frömmigkeit, die in bunter Vielfalt in Erscheinung trat. Als ihm eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen eine tadellose Erklärung über den Ablaß lieferte, gab ihm dieser Vorfall den Anstoß, einen Artikel unter dem Titel «Der Ablaß in der Sicht eines Laien» zu verfassen [33]. Er verschmähte es also keineswegs, sich mit sogenannten massiven Andachtsformen, etwa dem Rosenkranz oder dem Kreuzweg, auseinanderzusetzen, im Gegenteil.

Nach seiner Rückkehr aufs Festland (1956), nach den drei Hauptstationen seines Lebens in Leipzig, Aachen und Dublin, übersiedelte John Hennig mit

[26] Anerkennung in liturgicis fand Hennig 1967 durch die Wahl zum Außerordentlichen Mitglied des Abt-Herwegen-Instituts für Liturgische und Monastische Forschung (Maria Laach).

[27] BS 155.

[28] BS 124.

[29] Ebd.

[30] BS 126.

[31] BS 11; 129; 140.

[32] BS 168–169.

[33] IRos 56, 33–37: A layman's view of Indulgences (1952).

seiner Familie nach Basel, wo er seine doppelberufliche Karriere fortführte [34]. Über die Gründe seiner Vorliebe für Liturgiewissenschaft äußerte er sich selbst in seiner Autobiographie. In Irland zur qualvollen Muße in kümmerlicher Existenz verurteilt, fing er eine «Kuliarbeit» an, nämlich die Erstellung eines Wortregisters zu den Gebeten des Missale, das er als einziges Buch auf seiner Flucht mitgenommen hatte [35]. Dieser erste Schritt in das Gebiet, das er eher als Liturgiekunde denn als Liturgiewissenschaft bezeichnete, erwies sich als ausschlaggebend. Geleitet von der damals kaum vorhandenen Einsicht, daß liturgische Texte als Ausdruck einer langen Tradition eine Lehre enthalten – er zog die Worte den Handlungen vor, die Prosatexte den poetischen Stücken –, ging er liturgischen Begriffen und deren Bedeutungswandel nach, wobei er in den Untersuchungen auch das Rituale und Pontifikale berücksichtigte. Aufgrund der «erkenntnistheoretischen Struktur von Geruch und Geschmack» beschäftigte ihn die Einbeziehung der sogenannten niederen Sinne in den Gottesdienst. «Der Weihrauch insbesondere ist für mich, wieder wegen der Verbindung von Judentum und Christentum, der Inbegriff des liturgischen Zeichens.» [36] Seine Wirklichkeitsauffassung, früh verankert in ihm, führte ihn bald einmal zu den Segnungen. Diese, wie überhaupt die Liturgie, nehmen die jeweilige äußere Wirklichkeit ganz ernst, was ihn in seinem Bemühen bestärkte, das äußerer und innerer Wirklichkeit Gemeinsame aufzuspüren. In Irland wurde Hennig bekannt gerade durch populäre Aufsätze über Benediktionen (z.B. für Fischerboote, für eine Bibliothek, für Flugzeuge). Es bedeutete ihm ganz allgemein ein Anliegen, das Verhältnis des Gottesdienstes zur Schöpfungswirklichkeit darzustellen. Bald nach seiner Ankunft in Irland behandelte er die Maiandacht, seine Ausführungen an der Mitteilung anknüpfend, die erste Veranstaltung dieser Art in Deutschland habe in der dem irischen Heiligen Foillan geweihten Kirche in Aachen stattgefunden. Gerade die intensive Beschäftigung mit volksreligiösen Bräuchen zeigt, wie Hennig in manchen Fragen seiner Zeit vorauseilte.

Neben den begriffsgeschichtlichen Studien, den Einzeldarstellungen von Segnungen, Gebetsbereichen und volksfrommen Übungen vertiefte sich Hennig in die liturgische Tradition irischer Heiliger sowie die Beziehungen der Insel zum Festland, ein Gebiet, das er unter den gegebenen Umständen sachkundig bearbeiten konnte. Vorab fesselten ihn die vielen «hibernisierten» festländischen Heiligen, also jene Gestalten, denen im Verlauf der Zeit die Herkunft aus Irland zugeschrieben wurde (z.B. dem heiligen Frigidian). Zahllos sind auch die Artikel Hennigs zur Liturgie einzelner Feste und Geheimnisse; in einem von ihnen wies er nach, warum die Verlegung von Allerheiligen auf den ersten November sich nur aus dem Einfluß Irlands erklären läßt. Das Nachsinnen über die Eigenart der altirischen Liturgie, eines Feldes, das er ziemlich allein beakkerte, setzte ihn instand, die Unterteilung des Missale in Temporale und Sanctorale «als Ausdrücke des zyklischen und des linearen Zeitbewußtseins» zu werten [37]. Auch Schweizer Themen im Zusammenhang mit der Hagiographie

[34] Diese letzte Lebensphase klammerte er (der Diskretion halber) aus seiner Autobiographie aus.

[35] BS 177.

[36] BS 94.

[37] BS 190.

fanden Beachtung von seiten Hennigs: Irische Einflüsse auf die frühen Kalendarien von St. Gallen; Die liturgische Verehrung irischer Heiliger in der Schweiz; Die Stellung der Schweiz in der hagiographischen und liturgischen Tradition Irlands; Schweizer Ortsnamen in der Liturgie; Die Stellung Basels in den Ausgaben liturgischer Textbücher durch Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee; Diözesan-Geschichte im Proprium des neuen Bistums Basel. Was geographische Angaben in liturgischen Büchern anbelangt, zeigte Hennig auf, daß durch die alljährlichen Lesungen an den Festen der heiligen Gallus und Kolumban jedem irischen Priester Begriffe wie «Zürcher See» (oder «Bregenz») geläufig waren.

Daß Hennig infolge seiner Beheimatung in den heiligen Schriften von Kindheit an dem Gebrauch der Bibel durch die Liturgie ein besonderes Augenmerk schenkte, dürfte auf der Hand liegen. Er verfertigte einen Bibelstellenindex zu den liturgischen Büchern; daraus ergab sich die Idee exegesegeschichtlicher Studien (etwa der Interpretation des Wortes «epiousion» in der vierten Vaterunserbitte), ferner das Vorhaben, die Stellung alttestamentlicher Gestalten (Abel, Abraham, Mose, David, Propheten) in der Liturgie zu sichten und die Benutzung einzelner Bibelstücke (z.B. die massive Umdeutung der Geschichte vom ägyptischen Josef auf den Nährvater Christi) zu beurteilen: Aufweis für ihn, wie die Kirche mit den heiligen Schriften lebt, «indem sie aus ihnen auswählt, Materialien daraus mit anderen verschmilzt, sie für den jeweiligen Gebrauch zurichtet» [38]. Aus Hennigs Verwurzelung im biblischen Milieu erklärt sich auch die Tatsache, daß er immer wieder die Zusammenhänge zwischen christlicher Liturgie und Judentum bedachte und aufzudecken sich bemühte [39].

Wer die über 900 Nummern umfassende Bibliographie John Hennigs überblickt, kann nur staunen über die Fülle der Arbeiten, die in mehr als hundert Zeitschriften in zwölf Ländern verstreut vorliegen. Die vielseitige nebenberufliche Tätigkeit des Heimgegangenen ringt jedem Bewunderung ab, zumal er sich in Gebieten zurechtgefunden hat, die zu begehen ihm nicht an der Wiege gesungen worden sind. Trotz der Vielfalt der Thematik fügt sich alles zu einer großen Symphonie zusammen: es ist die Liebe zur Sache, welche diesem äußerlich zerrissenen Leben Einheit und Geschlossenheit verleiht.

Ein weiteres Kennzeichen des verstorbenen Basler Gelehrten bestand in der durch und durch gläubigen Prägung seiner Existenz. Hinter all den Schickungen erkannte er «Führung und Geleit». Deshalb auch die Art seiner Autobiographie: «Ein anderer Aspekt als der religiöse wäre mir nicht möglich, ja noch spezifischer: Ich könnte mein Leben nie darstellen, ohne zu berücksichtigen, daß mit dem Tode nicht alles aus ist.» [40] Ihn trug die Kraft des Gebetes; in der Kirche fühlte er sich zu Hause, weil sie ihn mit dem Strom jahrhundertealten Betens verband. Er bemühte sich, «nicht ein Konvertit zu sein» [42], weder links

[38] BS 188.

[39] Siehe etwa seine Beiträge über «Gottesmord», über die «Verstocktheit» der Juden, über die Stellung der Juden in der Liturgie, über die katholische Liturgiereform und das Judentum, ferner seine Literaturberichte «Die Liturgie und das Judentum» im ALw.

[40] BS 9.

[41] BS 211.

noch rechts schielend, sondern aus der lebendigen Mitte heraus das zu umfangen, was ihm von Dauer schien. Er, der sich zu den «Neukatholiken» rechnete, hatte mit gewissen neueren kirchlichen Entwicklungen seine Schwierigkeiten, «weil gerade die Dinge abgewertet werden, die ihnen aufgegangen sind, während Dinge, deren Grenzen sie längst erkannt haben, als taufrische Entdeckungen gepriesen, ja verabsolutiert werden» [42]. Von daher rührt wohl auch die Resonanzlosigkeit seiner Stimme in katholischen Kreisen, worüber er sich allerdings nicht aufregte; denn er beherzigte das Wort eines irischen Weisen: «Bescheidenheit ist alles.» [43]

Und schließlich stellt John Hennig den Sonderfall eines Laien dar, der sich wie kein zweiter schriftstellerisch des langen und breiten mit der Liturgie befaßt hat. Ohne jeden äußeren Auftrag äußerte er sich zu zahllosen Themen dieses seines Lieblingsgebietes, leuchtete es von den verschiedensten Seiten her ab und scheute sich gelegentlich nicht, aus der Geschichte Forderungen für die Gegenwart (etwa bezüglich der Sauberkeit liturgischer Sprache) anzumelden.

Der tiefste Grund für seine jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Gottesdienst der Kirche liegt in der Erkenntnis, daß die Liturgie uns zur wahren Anbetung hinführt, daß sie als Grundordnung der Lebenszeit den Menschen heil macht und ihm bergenden Raum bietet. «In der Liturgie», so bekennt er in seinen Aufzeichnungen [44], «begegnet mir der äußerste Anspruch. Jede Kommunion ist ein Dem-Tod-ins-Auge-Sehen. In der heiligen Messe stehen wir lebendig in der umfassendsten Gemeinschaft, die es gibt; Leben und Tod, Erde und Himmel, Leib und Seele werden hier nicht durch Gedanken oder Vorstellungen in enge Verbindung gesetzt, sondern sind in Wesen und Tun verbunden. Dies nicht in überschwänglichem und summarischem Anspruch, sondern in immer neuen Punkten und Strichen praktisch darzustellen, habe ich als meine Aufgabe ergriffen.» Damit zielte John Hennig auf das alles Entscheidende ab: die bleibende Statt.

Freiburg JAKOB BAUMGARTNER

[42] Ebd.
[43] BS 161.
[44] BS 192.